

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 3

Artikel: Nachher
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nachher.

Von Alfred Suggenberger.

Wenn ich tot bin und begraben,
Was werd' ich da alles für Kurzweil haben,
Frei und ledig von Qual und Plack,
Weggeworfen das Sorgenpack!
Sollt', wer das stille Ufer erschwommen,
Nicht zu etlichen Freuden kommen?

Mein Nachbar zur Rechten, ich kenn' ihn gleich,
Er lag im Leben auch nie so weich.
Wir haben zusammen manch' Kühnlein gerupft,
Wir haben einand' die Schwären beupft,
Sind leider nie nach der Schrift gefahren,
Maßen wir allzeit recht hockig waren.
Saben uns manche Stunde versauert,
Hat jeder des andern Blöße erlauert,
Müssen nun doch im Totengarten
Vereinet den jüngsten Tag erwarten.
Jeder weiß, was der andre denkt:
Warum haben wir denn nie eingerenkt,
Wie Engel uns nicht vertragen? Ei —
Es war doch auch manch' Lüßlein dabei!
Wie wollten wir heut die Laune uns retten,
Wenn wir nicht was zu belachen hätten?

Zu meiner Linken liegt eingegraben
Ein Menschenkind ohne Glück und Gaben,
Ein Sorgenweiblein, arm, bescheiden,
Zum Dienen geboren und zum Leiden;
Oft hab' ich im stillen überlegt,
Wie schwer man wohl solch' Erbschaftsein trägt.
Nun ist fein Muße zum Erzählen,
Mein Weiblein läßt's an Worten nicht fehlen:
„Bielkostbar heiß' ich den Gottesfrieden, —
Doch wem so Herrliches war beschieden,
Wer so viel süße Dinge geschmeckt,

Hätt' gern das Ziel sich weiter gesteckt.
Mein Lebenstag war eitel Finden!
Ich kann es nicht fassen, noch ergründen,
Daß Gott, wo er was Liebes gemacht,
Immer zuerste an mich gedacht. —
Mein Schlüsselblumengarten — o weh,
Wenn ich als Kind mich drin wandeln seh'!
Alle winken und wollen sagen:
Du darfst mich in deinen Händlein fragen!
Die Frühlingswiese, die dich entzückt,
Hat Gott ganzeinzig für dich geschmückt. —
Ach — und des Nachbars Pflaumenbaum —
Sein Flüstern stört mir den ewigen Traum!
In solchen Dingen gib'ts keine Neue,
Man kriegt seine Haue und stiehlt aufs neue. —
Ihr Mädchentage — ich sollt' mich wohl schämen!
Mein Denken: O, dich wird keiner nehmen!
Die Schwestern alle so stolz und so schön —
Ich darf nur bescheiden am Wegrand stehn...
Hat mich doch einer, doch einer erkannt
Und mir sein Liebsein zugewandt!
Narren Glück — ob ich hart gelitten,
Ich ließ mich wie ein Prinzgelein bitten!
Ist ja nichts Süßeres zu erdenken,
Als ein verloren Herz zu verschenken.
Sind dann glücklich zu Sünden kommen,
Der Liebgott hat es nicht böß genommen,
Ich hab's ihm von den Augen gelesen,
Wir sind ja so bitter jung gewesen! —
Das Leben ist kein Kinderspiel,
Dem einen gib'ts wenig, dem andern viel.
Mich hat es über Verdienen entlöhnt,
Mich hat es fast ein bißchen verwöhnt.
Eitel Arbeit und eitel Segen!
Ich hätt' oft laut davon singen mögen

Im Kirchenstuhl bei der Orgel Gebraus,
 Aßtern im Garten! Kinder im Haus!
 Bei aller Mühsal, man wird vermessen —
 Und jeden Gottfestag was zu essen!
 Jetzt am Ende zu allem hinzu
 Noch ganz umsonst die ewige Ruh! —“
 Ich häß', was ich nie getan im Leben,
 Gern dem Weiblein die Hand gegeben.

Wenn ich tot und begraben bin,
 Komm's mir wohl einmal auch in den Sinn,
 Für ein Stündlein Vakanz zu nehmen,
 Damit ich ohne Schwermut und Grämen
 Sehn mag, wie's so auf Erden steht,
 Und ob's denn wirklich ohne mich geht.
 Zum ersten, so zieh's mich, die Acker zu schauen,
 (Hab' ein klein Mörgelsucht, ganz im Vertrauen)
 Ob sie die Gerste zu dicht gesät?
 Ob der Rotapfelbaum noch steht,
 Der drei Sommer lang nun gefeiert
 Und sein Geviertlein nicht versteuert? —
 Ei — da faulenz't mein Pflug noch im Feld —
 Der Nachbarn Zelgen alle bestellt!
 Einer (hat allzeit gern gerackert)
 Hat ein Fürchlein zuviel geackert.
 Geh't zu! das sag' ich: zu meinen Zeiten
 Wuß't' ich dergleichen zu bestreiten!

Sollt' man nicht im Vorübergehn
 Ganz ohne Arg durch zwei Fenster spähn?
 Es riecht nach Schweinswurst. Sie schäkern beim
 Essen —
 Das Leben muß den Tod vergessen.

Und weil doch nun grad Sonntag ist,
 Wo keiner die Sekunden mißt,
 Darf ich mich füglich unterstehen,
 Nach gutem Brauch zum Schöppllein zu gehen.
 Alles beim alten. Der Wirt, verschmikt,
 Achet, daß keiner trocken sitzt.
 Sie schwagen gemächlich hin und her,
 Ich hör' manch Scherzwort, viel gute Lehr',
 Sprüche vom Wetter. Der rote Veit
 Schimpft noch stets auf die Obrigkeit:
 Schächer bis zum Weibel herab;
 Fällt auch für mich ein Gifflein ab.
 Einer mogelt beim Kartenspiel,
 (Er kam beim Ackern auch übers Ziel.)
 Ein Jährchen noch, und ich werd' ihn fragen:

Hat dir dein Mogeln was eingetragen? —
 Im Rükchendunst — wenn ich mich bescheide
 Und wag' die Augen nicht alle beide —
 Sitzt der Res im dunkelsten Eck,
 Die Liesel ist freilich ein lieber Schneck!
 Man muß sich wahrhaftig ein Rücklein geben,
 Ist doch eine schöne Sach' um das Leben!
 Eins hab' ich jezo glücklich heraus:
 Man kommt ganz leidlich ohne mich aus...

Nun ist der Bannkreis schon enger gezogen,
 Der liebe Gott hat gewiß erwogen,
 Daß wir nicht richtig zu Frieden kämen,
 Er müß't' uns denn fester ins Leitseil nehmen. —
 Aber wenn hoch im Turmgeföhle
 Die Glocken dröhnen, wenn ernst und kühle,
 Jeder von seinem Wert überzeugt,
 Der Gläubigen Schar den Kirchhof ersteigt,
 Dann will ich mein gutes Recht benützen
 Und neben dem Tor aufs Mäuerlein sitzen!
 Das war mir Herzensweide schon immer:
 Der Besperglöcklein dringlich Gewimmer,
 Die Betzeitante, klar und getragen,
 Nie heftig, ein stetes Mahnen und Fragen;
 Alldreie bekämpft und klein gemacht
 Von der schweren Brummerin Übermacht. —
 Und dann die lieben Kirchgenossen!
 Etliche kauzig und weltverdroffen;
 Alle Sünder mit Büßermienen,
 Die dem Herrgott um Vorteil dienen;
 Mägdlein, munter und wohlgeraten,
 Man kann was denken, man hat was zu raten;
 Sie schlagen die Augen züchtiglich nieder,
 Tragen jedennoch recht weltlich Gesieder,
 Ein Wünschlein schläft hinter Tun und Gebärden:
 Zu sehen und gesehen zu werden. —
 Die Frau'n, die wissen schon mehr vom Leben,
 Es hat ihnen viel zu schmecken gegeben,
 Süß und bitter. Auf manchem Gesicht
 Ist erloschen das Sonntagslicht.
 Sie tragen ihr Huckepack an Sorgen
 Ergeben hinein in den Gottesmorgen.

Die Glocken sind müd' vom schweren Kantieren,
 Sie denken: mag's nun ein andrer probieren!
 Je nun — so ein Erdenprediglein
 Könnt' wohl auch mir bekömmlich sein,
 Zumalen ich, sei es eingeräumt,
 Im Leben oft die Stunde versäumt.

Ist doch was Großes zu allen Zeiten,
 So ein Feiergefang von ernsthaften Leuten!
 Ja, sie sind alle zu Betern gereift,
 Ein Hauch vom Himmlischen hat sie gestreift.
 Sie nehmen's nicht leicht, gibt Jeder sein Teil,
 Sie singen um Brot, sie singen um Heil.
 Und ist auch manche Saite verstimmt,
 O glaubt, daß Gott sie für silbern nimmt!
 Er ahnet die Seufzer, er hört die Bitten
 Derer, die Trübsal und Leid erlitten,
 Er freut sich sehr des Danks der Beglückten,

Er lohnet die Einfalt der Entrückten,
 Der Suchenden Not, der Ahnenden Traum
 Füllt wie eine Wolke den heiligen Raum.

Singt! Betet! Bringt eure Seelen dar!
 Der Abgestorbenen stille Schar,
 Die mit euch feiert ungesehen,
 Darf begreifen jetzt und verstehen.
 Laßt euch den Andachtwillen nicht rauben,
 Das Leben wär' tot ohne Wunder und Glauben.

Ammi.

Erzählung von Wilhelm Dertel.

3.

(Schluß.)

Raum war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Benders Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Weierichs Tod erledigt, und er steuerte jetzt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader säen und zu Ohrenbläserien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heillosen Wirksamkeit eröffnet, so fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an sich selber. Er sei beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeschrieben und sei schon bei beiden gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermanns Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebte. Ein Amtchen und das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vorteilhchen, das heraussprang, war für diesen die leckerste Vockspeise. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschäft hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm,

wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntnis, daß er die Fähigkeiten nicht besitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Notwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntnis niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum aufs notdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt als jetzt, nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tieferen Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jetzt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vorteilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Insassen seines Verwaltungsbezirktes genau kannte, aber auch die Eigenschaft hatte, rund und derb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer als sonst. Der Maire hatte ihn auf der